

Auf meinem Weg zur Malerei und *Hermann F. Schweitzer*

Edda Grossman



Ich reise zurück. Zurück in meinen Geburtsort Rondorf am Rhein bei Köln.

Novemberstimmung, mein Vater öffnet seinen Aquarellkasten auf dem Küchentisch. Ich darf eine Sonne malen auf rosa Seidenpapier, aufregend, vier Jahre bin ich alt. Mein Drang zum Davonrennen setzt sich im gezielten, frühpädagogischen Bewegungsunterricht um. In der Else-Lang-Schule soll ich zu Karl Foltz' Rhythmen tanzen. Angstvoll sitze ich auf der hölzernen Umkleidebank und vergleiche mich mit den Stadtkindern.

Ich würde den Mund nicht aufmachen, nur so tun, als ob ich sänge, behauptet die Lehrerin am Klavier. DO RE MI VA SO LA TI DO. Ihr Vorwurf ist ein Hieb in meinen Leib, meine abstehenden Ohren glühen.

Fünf Jahre alt, Triangeln und Xylophone, Metall und Holz klingen zusammen. Rhythmus und Tanz in der gemischten Gruppe gelingen, ich sei rhythmusbegabt; Hauptsache sagen oder singen muss ich nichts.

Singen lerne ich bei Lehrer Anselm Rogmans, der uns strahlend verkündet, er habe gerade geheiratet und freue sich, 56 Kinder in der zweiten Klasse zu unterrichten. „Grüß Gott du schöner Maien“, ich himmle ihn respektvoll an. Da er im Lehrerhaus gegenüber der alten katholischen Dorfschule wohnt, ist er immer anwesend. Ich soll „Mein Lieblingstier“ malen. Schwarzweiß vor monochrom grünem Hintergrund. So sähe keine Katze aus. Mein Peterchen bekommt die Note Drei. Da Peterchen Hasen und Tauben erfolgreich jagt, fühle ich mich dem rotbärtigen Lehrer gegenüber so stark wie meine wilde Hauskatze. Ich fahre nachmittags sein Baby aus und bringe Felicitas nach einer Stunde wieder zurück und darf sein gemütliches Wohnzimmer betreten. Dieser kurze Augenblick, wo ich gewebte exotische Kissen, starkgemusterte Teppiche, auf denen Notenständer, Cello und ein Klavier stehen, aufschnappe, schürt mein Verlangen nach farbigen Geschichten und Tönen. Mit der Aussicht auf eine Zukunft, die ich mir genau nach dem Bild des Rogman'schen Wohnzimmer gestalten will, versenke ich in der nächsten Hausaufgabe „Oma und Opa in Grautönen“ tröstlich im Sofa meiner in der Ostzone lebenden Großeltern.

Acht Jahre alt: Mein Bewegungsdrang ist durch eine Operation meiner abstehenden Ohren gezähmt. Die geliebte Dorfschule, um die sich meine Träume und Ziele drehen, wird mit Beginn des vierten Schuljahres abgerissen, eine neue Grundschule zwischen Rondorf und Hochkirchen ist für die geburtenstarken Jahrgänge gebaut. In einer Volkshochschule lerne ich Linolschnitt, fabriziere meine erste grafische Blume am Stil. Nachts schneide ich unter der Bettdecke mit Taschenlampe weiter Fische für den katholischen Patenonkel als Geschenk in das kostbare Material.

Bevor ich mit neun Jahren an das Gymnasium Rodenkirchen wechseln darf, muss ich das Einmaleins mit meiner Mutter täglich frühmorgens üben. Ansonsten lässt sie mich nicht aus dem Haus. Ich würde dann zu spät zur Schule kommen, die am Ende der Giesdorfer Straße 34, dreieinhalb Minuten von meinem Zuhause entfernt liegt. Am anderen Ende der Straße verliert sich der Bürgersteig, es geht über einen Sandweg zu den Giesdorfer Höfen, vorbei an dem unheimlichen, tannengrünschweren Friedhof.

Die Noten der ersten Klassenarbeiten in der Sexta meiner neuen Schule in Rodenkirchen erhalten wir schon nach ein paar Wochen: Mathematik 5, Latein 4, Kunst 1, Religion 4, Deutsch 3. Meine Mutter belegt einen Volkshochschulkurs in Latein, damit sie mich Vokabeln abfragen kann.

Mein Lehrer Hermann F. Schweitzer unterrichtet mich damals zunächst in evangelischer Religion. Bei acht Schülern in der Klasse - der Rest ist katholisch - setzt er voraus, dass ich verstehe, was eine textkritische Methode ist. Die drei Worte „Text – kritisch – Methode“ habe ich vorher weder einzeln noch zusammengesetzt gehört. Doch alles ist besser als Schweitzers 77-jähriger Vorgänger, ein grauhaariger Herr Heinen, der in seinem dunkelbraunschabigen muffligen Anzug die Bankreihen entlangschleicht und bei kleinsten Versäumnissen ein schmales Stöckchen auf die Finger herunterschnellen lässt oder Ohren schmerzhaft verdreht.

Der Kunstunterricht bei Frau Neyses erscheint mir hingegen wie ihr Spruch in meinem Poesiealbum leicht und heiter: „Sei froh und munter“ - Frau Neyses zeichnet dabei über eine ganze Doppelseite eine Arie von freizügigen Linien - „wie ein Floh hüpf’ rauf und runter!“ Bei ihr sollen wir unsere Straße malen. Auf unserer noch ungeteerten Straße ist jedoch wenig los, außer wenn wochentags schwarzgekleidete Menschen an unserem Klofenster schweigend mit gesenkten Köpfen vorbeimarschieren, und ich den langen braunen oder kleinen weißen, blumengeschmückten Särgen auf Schultern gebuckelt hinterhersehe. In der Prozession meiner beiden Schulkameraden Fritz und Uwe aus der Grundschule trägt der Tod rote Kinderschuhe. Das Bild wird ausgestellt und hängt während Allerseelen im Schaukasten.

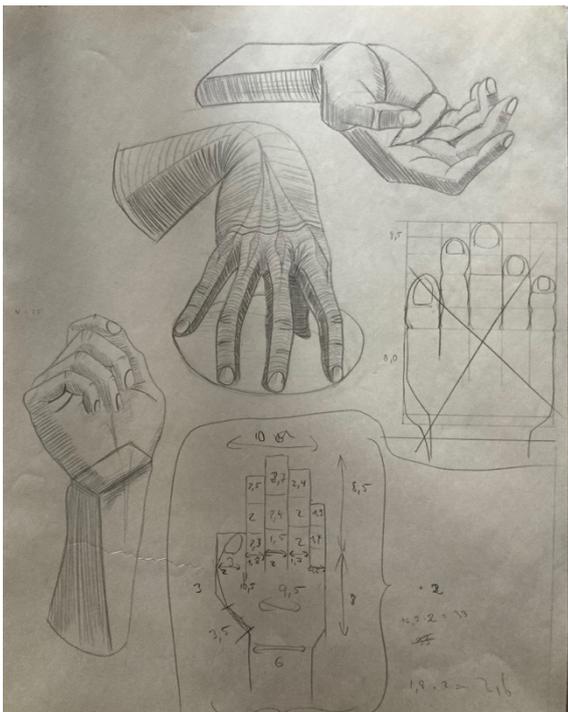
Den verheißungsvollen Spruch von Frau Neyses im ledernen roten Schulranzen, mit dem mich meine Verwandtschaft aus der DDR zum Eintritt in das Gymnasium beehrt hat, sitze ich dann in der Quarta erneut Herrn Schweitzer gegenüber.

Er redet und redet. Während der Doppelstunde im Fach Kunst lässt er uns malen und überhört grundsätzlich das Klingeln der Fünfminutenpause.

Ernster wird es in der Untertertia, zumal im Deutschunterricht Herr Moser von mir Bildanalysen belangloser romantisch anheimelnder Landschaften verlangt. Ich bin jedoch mehr mit deutscher Rechtschreibung

beschäftigt, als mich in den Aufbau einer Abbildung im deutschen Lesebuch zu vertiefen, wo ich Herrn Moser darlegen soll, wie sehr mich der in die Bildmitte gemalte Vollmond kompositionell anfähnt.

Während Schweitzer redet, studieren wir Proportionen, Formen, Strukturen, Schattierungen und nähern uns der Qualität einer Handzeichnung. Detaillierte Skizzen meiner Hand entstehen, stolz konturiere ich nochmal die einzelnen Finger und Nägel mit einem 4B-Bleistift, bevor ich mein Werk abgebe. Trauerrand um Daumen-, Zeige-, Mittel- Ring- und kleinen Finger. 3-! Schweitzer scheint maßlos enttäuscht von mir zu sein und kommentiert: „Wie sich die Linie in einer Naturstudie entwickelt, hast du nicht verstanden.“ Nicht die schlechte Beurteilung an sich hat gesessen, sondern die Logik seiner Begründung. Die Logik sei nachzulesen bei Oskar Schlemmer, dessen Lehrbuch ich nur in englischer Sprache ausfindig mache.





Bevor ich als Großmännchen - von Direktor Wilhelm Götting gestochen scharf gemustert - zur Oberstufe zugelassen werde, schlägt mein Halbjahreszeugnis Alarm: Mathematik 5, Englisch 5-, Deutsch, Latein 4-, Physik 5, der Rest befriedigend und ausreichend, gut in Leichtathletik, Musik und sehr gut in Kunst. Längst bekomme ich privaten Unterricht in klassischer Gitarre, beim Üben vergesse ich schulischen Leistungsdruck. Außerdem belege ich einen Schreibmaschinenkurs, zur Not könnte ich mit meiner phänomenalen Anschlaggeschwindigkeit eine Karriere als Sekretärin anvisieren.

Schweitzer allerdings muss ich beichten, dass mich meine Mutter schon zur höheren Handelsschule angemeldet hat, weil ich das Abitur ihrer Meinung nach nicht schaffen werde. Ich sei traurig, da dort das Fach Kunst nicht auf dem Stundenplan stünde.

Schweitzers dünnblonde Haarsträhnen, sein Bart, seine hellen Augen unter der runden goldenen Nickelbrille sehen mich riesenscharf und betroffen an. Wir gehen durch die Schulgänge Richtung Lehrerzimmer, vorbei an Vitrinen, in denen außerordentliche Leistungen meiner Mitschüler ausgestellt sind. Auf keinen Fall verlässt du die Schule!

Leistungskurs und Nebenfach Kunst statt Musik oder Französisch soll ich wählen. Mit sieben Stunden Kunst in der Woche schaffst du das Abitur! Der Schulflur riecht übel nach Buttersäure, mit der ein konservativer Chemielehrer die modernen Kunstobjekte an der Wand besprüht und sich Meinung verschafft.

Kunst ist das Einzige, was ich kann, ich muss nur genau hinschauen.

Schweitzer parliert endlos, Blauband-Margarine beinhalte Stoffe, aus denen Gardinen hergestellt werden würden. Der Begriff *Kitsch* im Unterschied zu *Kunst* sei mit einer Kaffeekanne, die zweckentfremdet mit Nelken bestückt werde, zu erklären. Das Bild vom Gartenzwerg und seiner Gießkanne im Vorgarten setzt bleibende Maßstäbe!

Ich lerne auf angefeuchteten, farbigen Ingres-Papieren zu aquarellieren. Schweitzer geht durch die Reihen. „Stopp! Nichts mehr machen. Die Landschaft ist fertig. Schau dir Lovis Corinth im Wallraf-Richartz-Museum an.“

Dann endlich DADA, das Rad von Duchamp, Buchstaben und Sperrgut auf den Kopf gestellt. Schweitzers geistige Sammelleidenschaft setzt den Samen für meine experimentierfreudige Passion zu altbewährten Techniken, ebenso für meine Manie, nutzloses Dekor künstlerisch zu recyceln anstatt es zu entsorgen. ANNABLUME! Schweitzers Sendungsbewusstsein kulminiert in meiner Erinnerung zu einem Höhepunkt. Von hinten wie von vorne A-N-N-A. Kurt Schwitters, der Meister der Ursonate und der Collage ist in meiner Welt ohne Schweitzer undenkbar.

Collagieren sei wie weben, Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund miteinander verbinden, Ganzes zerschneiden, zerstören, neu zusammensetzen. Frottieren mit Aceton, alles ohne Gesichtsmaske!

Ausländische Namen fallen, László Moholy-Nagy..., Notsch werde der gebürtige ungarische Künstler richtig ausgesprochen. Kunstbücher vom DuMont Buchverlag gebe es noch günstig in der Buchhandlung Walther König gegenüber der Kölner Oper zu kaufen. Wir sollten dort nachfragen und mit dem König handeln, ob wir Schülerprozente bekämen. Eine Busfahrt nach Schulschluss in die Innenstadt, Peter Fuchs, Gottfried Böhm, Architektur und die westdeutsche Unsitte der Verkleidung im Vorbeigehen kritisch wahrnehmen, Fassaden eigenständig entdecken, fotografieren. Jugendstil, Gründerzeit, Klassizismus, Manierismus, Referate zur detailreichen Kunstgeschichte mit Beispielen aus der Stadt Köln werden verteilt.

Mit Schweitzer reist der Leistungskurs nach Amsterdam. Lagerhäuser, expressionistische Architektur, die Fauves, Paul Gaughin und Maurice de Vlaminck. Unbedingt sei sich noch das Meisterwerk von John Rewald im gelben Leinen über den Impressionismus anzueignen. Am Ende Kazimir Malewitsch, weißes Quadrat auf weißem Grund. „Einer flog übers Kuckucksnest“ - mit diesem Film entlässt er uns in die Ferien. Lieber hätte er uns „Ein andalusischer Hund“ gezeigt, aber da würde der Direktor nicht mitspielen. Der sei ja nicht sittenfrei, der Hund.

Von Schweitzer habe ich das meiste, was ich heute noch anwende, gelernt. Er ist ein Kunstmissionar, ein wahrer Prediger, ein Schwärmer vor dem Herrn, rein theoretisch ein genialer Praktiker, der auf einem nimmermüden Springbrunnen sitzt. Seine Radiostation sendet unentwegt und durchdringt den Werkraum der Schule.

Die komplette Kunstgeschichte zur spannenden Gegenwart zu machen, gelingt Schweitzer auf Knopfdruck. Nur für die Gotik sei nun keine Zeit mehr. Hat der protestantische Kunstlehrer aus Bonn den Kölner Dom vom Sockel holen wollen oder ein allgemeines Grundwissen von Rodenkirchener Schülern meist akademischer Eltern vorausgesetzt? Wieder müssen Antiquariate aushelfen, ledergebundene Lexika wenigstens in englischer Sprache seien zu beschaffen, der Horizont der Schulbuchverlage zu erweitern. Ich lerne bis spät in die Nacht alle Unterarten und Begriffe von Deckengewölben, Pfeilern, Pilastern und Rundbögen auswendig, bis ich Kreuzblumen auf der Raufasertapete meines Jugendzimmers imaginiere.

Romanik, Renaissance und Barock, mit sämtlichen architektonischen Grundrissen, nebst Abschweifungen zur Gartenarchitektur in Italien und England. Das Standardwerk von Nikolas Pevsner zum Nachschlagen sei ebenfalls bei Walther König im antiquarischen Sonderangebot. Es steht immer noch griffbereit in meinem Veckenstedter Atelier.

Der wichtigste Bauhauskünstler, um die Figur im Raum an sich zu verstehen, sei Oskar Schlemmer, dessen Didaktik zum verlängerten Arm meines Kunstlehrers wird. Mit dem Bauhaus-Buch „Man“ (1971) und dem sepia-weiß gedruckten Bildband „Das weibliche Schönheitsideal in der Malerei“ (1912) im Doppelpack sei ich ausgerüstet, die Grundlagen figurativer Malerei schlechthin ein für alle Mal zu begreifen, und könne mir die Basis erwerben, eine gute Zeichnerin zu werden. Die Kontur setze sich nämlich aus vielen Ellipsen zusammen. Konkav und konvex verwechsle ich, allein einleuchtend bleibt seine Erklärung, dass jeder Muskel rund sei, somit dreidimensionales Gestalten also nur durch Hinzufügen geschehe. So seien Nasenlöcher nicht mit dem kleinen Finger in den Käse zu bohren, sondern plastisch zu bauen. Die Architektur sei der große Bruder der Malerei. Vielleicht ist mein jüngerer Bruder Sven deshalb Architekt geworden und zudem noch spezialisiert in Kirchenrestauration! Schweitzers Schule hat vielen Schülern vor und nach mir den wirksamen Impfstoff verpasst, den ich „Kunst & Kultur“ nenne.

Signieren, bitte gar nicht oder allenfalls auf der Rückseite. Welche Schrifttype? Die Bauhauschrift natürlich.

Guck dir mal die die grafische Gestaltung der Tunisreise – Klee, Macke, Moilliet - an! Also wieder zu König! Ich werde sensibilisiert für grafisches Design, lerne die optische Mitte von der geometrischen zu unterscheiden und dem Vollmond aus dem Lesebuch für Deutsch eine Ecke abzuschneiden.

Schweitzer ist eher ein Vordenker für angewandte Aufklärung als ein landläufiger Kunstpädagoge. Er motiviert mich durch Ausprobieren herauszufinden, was mich fasziniert. So verbringe ich mit Valerie Hennecke, einer Klassenkameradin aus dem Leistungskurs, Tage, um gemeinsam einen Zeichentrickfilm herzustellen. Filmgeschichte von A-Z, die polnische Plakatkunst, viele, zu schnell angerissene Themen setzen bleibende Impulse und prägen meine künstlerische Herangehensweise, die recherchiert, studiert, zerschneidet, radiert bis Blut kommt, klebt, zusammensetzt, demontiert, ruhelos und sehnsüchtig, ich könne es irgendwann einmal wissen.

Wenn ich heute durch den Harz wandere, den ausgemergelten, vom Buchdrucker und Borkenkäfer zerfressenen Fichtenwald sehe, tauchen die alten deutschen Landschaften à la Albrecht Altdorfer vor meinem geistigen Auge auf. Hexenszenen von Baldung Grien und Urs Graf, Exkursionen, die mein sprudelnder Kunstlehrer Hermann Schweitzer, ohne den heutigen Harz zu kennen ahnungsvoll vorhergesehen haben muss.

Übrigens würden sich die BRD-Bürger nur in Haferflockenbrot-Farben gefallen, woraufhin ich unbedingt eine rote Hose zur Abiturfeier anziehen will, ihm zu Ehren, die Unfarbe Beige auszumerzen. Farbe zu bekennen hieße keinesfalls knallbunt zu sein. Was sei überhaupt der Unterschied von bunt und farbig? Die deutschen Buntstifte schweigen betreten, *colored pencils* drücken präziser aus, was sie wirklich sind.

Zurück zu Schweitzers Konterfei der extravaganter Handarbeitslehrerin Frau Neyses, bei der ich von 1974 bis 1976 eine Nachmittags-AG für Kaltnadelradierung belege und meine erworbene Sehfähigkeit in Zinkplatten ritze. Erweiterten Tiefdrucktechniken nachzugehen, da fühle ich mich hingezogen. Eine illustrierte Broschüre „Die Radierung – Erfahrungen einer Kupferdruckerei“, nämlich Kästelhön ist so unersetzlich wie das Gespann Schweitzer/Neyses, das sich konkurrenzlos und äußerst diplomatisch ergänzt. Gesagt getan, die Technik der Kaltnadelradierung geht in mein Fleisch und Blut über.

Später erkenne ich in der großen Kunstwelt so viel wieder, dass mir klar wird, mit welchem Glück ich unterwegs bin. Meine Kollegen im Fachbereich Freie Malerei haben kaum Ahnung von Archaisk, Klassik und Hellenismus - oder auch keinen Bock darauf. Mich hat Kunstunterricht derart beflügelt, dass ich selbstverständlich in den Ferien Kirchen, Museen und Kunst sehen und erleben will. Der horizontal und konturlos in haferflockenfarbigen Sandkuhlen gelagerte Mensch ist eines der langweiligsten Motive.

Während eines Familienurlaubs 1974 lerne ich auf Menorca den Pianisten Michael Grand kennen, mit dem ich Bustouren durch die Insel machen darf. Ich soll „Eine Handvoll Erbarmen“ lesen, von seiner Tante Hertha Grand geschrieben, und „Die Wörter“ von Jean-Paul Sartre. Er überzeugt mich, wie wichtig Disziplin in der Ausübung von Kunst ist. Seine Mutter habe ihre Blase so trainiert, dass sie stundenlang für das Reichsorchester Berlin Geige spielen konnte. Später schenkt er mir „Die Kopie“, von Horst Jansen signiert. Ab da beginne ich zu kopieren, mit den Werkzeugen, die mir Schweitzer mit auf den Weg gegeben hat.

Wichtige Impulse in Maltechnik und Genremalerei erhalte ich außerhalb des Rodenkirchener Gymnasiums zwischen 1974 und 1976 von Brigitte Reinert (Aquarellieren, Stillleben) und Heribert Stragholz (Aktzeichnen, Stillleben). Abends radle ich bei jedem Wetter in das drei Kilometer entfernte Dorf Meschenich, wo ich in einem Atelierhaus zusammen mit älteren Hausfrauen Stillleben und Akte zeichnen lerne.

Wie präsentiere ich meine Arbeiten? Schweitzer weicht mich ein, unter Beachtung der optischen Mitte Passepartouts zu schneiden. Meine kleine, propere Präsentation einer DIN A2-Mappe für die Kölner Werkschule am Ubierring entsteht. Unter 400 Bewerbern werde ich zur Aufnahmeprüfung direkt nach dem Abitur 1976 zugelassen. Prof. Stefan Wewerka raunt mir im Vorbeigehen auf einem der Warteflure zu: „Ihnen bleiben zwei Semester Grundlehre erspart, Sie können sich ihren Professor aussuchen.“ Aber wen? Die meisten wollen in die Klasse von Daniel Spörri, ein attraktiver Charmeur. Doch, was will ich von ihm? Seine Eat-Art finde ich verschwenderisch und albern. Deshalb schreibe ich mich bei der unbekanntesten, einzigen weiblichen Professorin für Illustration ein, eine nahbare Frau in der Männerdomäne. Marianne Kohlschein-Richter durchschaut mich schnell: „Hüten sie sich vor Virtuosität! Studieren sie Giacometti.“

1978 bestehe ich dann mit meiner immer noch kleinformatigen Mappe die dreitägige Aufnahmeprüfung der Hochschule der Künste Berlin (heute Universität der Künste Berlin).

„Bei wem haben sie denn das Aquarellieren gelernt?“, fragt mich im Prüfungsgespräch Professor Karl Oppermann. „In der Schule und zu Hause“, entfährt mir unverblümt die Antwort. Nach nervösem Warten auf das Prüfungsergebnis bekomme ich ein Hochschulschreiben, worin mir mitgeteilt wird, dass Professor Oppermann mich in seine Malklasse aufnimmt. Darüber hinaus bietet er mir an, mich zu einer sechswöchigen Klassenreise nach Isola d’Elba anzumelden.

Wieder bleiben mir zwei Semester Grundlehre erspart.

Dass ich 1984 am Ende meines Studiums, ein Jahr nach meiner Meisterschülerprüfung, in Begleitung von Karl Oppermann Hermann Schweitzer in Colmar vor dem Isenheimer Altar begegne, bleibt denkwürdig in meiner Erinnerung haften.

Wir schauen gemeinsam mit bewegter Miene auf Marias verschränkte, zum Himmel weisende und schreiende Hände von Matthias Grünewald. Marias Blick vom Betrachter abgewandt entrückt in namenloses Licht. Meinen einstigen Kunstlehrer im Rücken meiner Erinnerungen zu wissen, tut gut. Immer noch.

Abstrus und gleichzeitig absurd, wie sich das Gerücht unter den ehemaligen Schülern des Rodenkirchener Gymnasiums hält, der Schwärmer für Kunst und Architektur, der beste Kunstlehrer weit und breit sei vor mehr als zehn Jahren verstorben, keiner weiß warum, wie und weshalb!

Schweitzer vermag es, empfindsam zu machen für Biografien, die den heranwachsenden Kunstschaffenden in einen tief verwurzelten Wahrnehmungsraum einbinden. Während seines Unterrichtes projiziert er ein Gefüge von Bausteinen, auf die innere Leinwand des lauschenden Schülers, welche Ruinen und Trümmern entstammen können. Über seine eigene Biografie schweigt er. Gerade deswegen wirkt sein Unterricht nachhaltig.

Hermann Schweitzers phänomenale Monologe fordern um der Kunst Willen Widerspruch heraus. Sie machen streitbar um der eigenen Leidenschaft Willen, treiben an, sich unaufgefordert im eigenen Tun und im stillen Dialog mit dem Gehörten durchzubeißen, um Authentizität zu finden- und sie machen ihn als genialen Lehrer in meinem Schaffensprozess unvergänglich.